



Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

Illustriertes

1900. * № 18.

Die Kunstretterin.

Kriminalroman von **H. Oskar Klausmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Hast du Elisabeth gesprochen?“ fragte Wendrich nach kurzem Schweigen.

„Nein,“ entgegnete Rudolf.

„Und du hast irgend einen Entschluß in Bezug auf die Zukunft gefaßt?“

„Nein. Ich bin in Verzweiflung, daß ich nicht selbst für sie sorgen kann, aber es ist unmöglich. Darf ich deiner Freundschaft auch dies zweite Opfer zumuten, Georg? Willst du statt meiner thun, was zu ihrem Besten gethan werden muß?“

Der junge Buchhalter machte ein bedenkliches Gesicht. „An meinem guten Willen darfst du nicht zweifeln, aber es ist eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, die ich damit übernehme. Ich habe weder vor der Welt, noch in ihren eigenen Augen irgend welche Berechtigung, Elisabeths Beschützer zu spielen, und ich muß darauf gefaßt sein, daß sie meinen Beistand zurückweist.“

Ratlos starrte Rudolf vor sich hinaus ins Leere. „Was soll ich dir darauf antworten? Du bist viel bedächtiger und erfahrener als ich. Wo du keinen Ausweg siehst — wie könnte ich ihn finden, ich, in dessen Kopf es wüßt und wirr ist, als ob man mir das Gehirn ausgebrannt hätte!“

Der Ausdruck seiner Verzweiflung war so erschütternd, daß Wendrich lebhaft bereute, jene Bedenken vorgebracht zu haben. Er suchte den Fehler dadurch wieder gutzumachen, daß er mit Wärme versprach, alles aufzubieten, was nur immer in seinen Kräften stehe.

„Ich kann dir jetzt noch nicht sagen, was ich thun werde,“ versicherte er, „aber ich verbürge mich jedenfalls dafür, daß das junge Mädchen nach der Entlassung aus dem Krankenhause nicht wieder hilflos und verlassen sein wird wie an jenem unglückseligen Tage.“

Rudolf hatte nicht mehr Zeit, sich in Dankesbeteuerungen zu er-

gehen, denn die unerbittlich vorrückenden Zeiger der Uhr mahnten ihn an die Notwendigkeit, aufzubrechen. In einer letzten, innigen Umarmung hielten sich die beiden Freunde umschlungen. Es wurde nicht viel mehr zwischen ihnen gesprochen, aber dem jungen Buchhalter war das Herz schwer von Mitleid und Sorge, als er von dem Fenster seines Zimmers aus der rasch sich entfernenden Droschke nachblickte, die den Jugendkameraden davonführte.



Der irische Riese Thomas Dalroy mit seiner Gattin in Gastans Panoptikum in Berlin. (S. 140)

7.
 Elisabeth hatte das Bett bereits verlassen, denn die anfangs so bedrohlich erscheinende Krankheit, die sich als eine Folge der erlittenen Aufregung und Todesangst eingestellt hatte, war nunmehr völlig überwunden. So sagten wenigstens die Aerzte, und sie konnte ihnen nicht widersprechen, denn sie hatte weder über Schmerzen noch über irgend welche anderen Symptome eines bestimmten körperlichen Leidens zu klagen. Von einer wohligen Empfindung aber, die der kräftigere Pulsschlag der neu erwachenden Lebenslust sonst durch die Seele einer Genesenden zittern läßt, regte sich nichts in ihrer Brust. Sie vermochte sich nicht darüber zu freuen, daß man sie dem Tode entrisßen hatte, und eine tiefe Traurigkeit wollte nicht von ihr weichen, wie menschenfreundlich sich auch Aerzte und Wärterinnen, die sie in den wenigen Tagen aufrichtig liebgewonnen hatten, um sie bemühten. Wenn ihr die guten Menschen auf ihre Weise Mut zuzusprechen suchten, zwang sie sich wohl zu einem Lächeln, das die Tröster über ihren wahren Gemütszustand täuschen sollte; aber dies Lächeln fiel gegen ihren Willen jedesmal so müde und schmerzlich aus, daß es sehr wenig geeignet war, solchen Zweck zu erreichen.

„Geben Sie acht, wir werden das arme Ding bald genug wiedersehen,“ äußerte einige Tage vor ihrer Entlassung die eine der beiden Wärterinnen zur anderen. „So ein feines, zartes Wesen ist nicht dazu im Stande, sich ohne Beistand mit den Menschen herumzuschlagen, und wenn sie auch nicht viel über ihre Verhältnisse spricht, so viel habe ich doch schon herausgebracht, daß sie ganz mutterseelenallein in der Welt dasteht. Da giebt's nur zweierlei: entweder muß sie auf schlechte Wege geraten, oder sie geht zu Grunde. Und ich glaube, sie ist eine von denen, die lieber zu Grunde gehen.“

Bei dem heutigen Morgenbesuche des Assistentenarztes, der sie seit ihrer Einlieferung behandelte, hatte Elisabeth aus seinem Munde erfahren, daß man sie jedenfalls am nächsten

Tage als gesund fortschicken werde, und auf seine teilnehmende Frage, was sie alsdann zu beginnen gedenke, hatte sie mit einer gewissen matten Gleichgültigkeit erwidert: „Ich weiß es noch nicht, Herr Doktor, aber ich denke, es wird sich schon irgendwo ein Unterkommen für mich finden.“

„Sie sind jedenfalls nicht ohne Freunde hier in Breslau, denn gestern nachmittag erschien unten im Sprechzimmer ein junger Mann, der sich sehr lebhaft nach Ihnen erkundigte.“

Er hatte sie dabei aufmerksam angesehen, und Elisabeth fühlte, wie ihr das Blut heiß in die Wangen stieg. In äußerster Verwirrung schlug sie die Augen nieder, ohne zu antworten, und der Arzt sah darin nur eine Bestätigung für seinen Verdacht, daß die Person jenes besorgten jungen Mannes in irgend welchen Zusammenhang mit ihrem vermittelten Selbstmordversuch zu bringen sei.

„Der Herr hat mir seinen Namen nicht genannt,“ fuhr er nach kurzen Warten fort, „aber ich darf wohl nicht zweifeln, mein Fräulein, daß Sie ihn kennen.“

Von einer beglückenden Hoffnung erfüllt, einer Hoffnung, die ihr Herz in stürmischen Schlägen gehen ließ, wagte Elisabeth endlich zu fragen: „Können Sie mir sein Aeußeres beschreiben? War es ein Herr mit dunklem Haar?“

„Nein. Ich erinnere mich genau, daß er blond war und auch einen blonden Vollbart trug.“

Das erwartungsvolle Leuchten in Elisabeths Augen war mit einemmal wieder erloschen. „Dann weiß ich nicht, wer es gewesen sein könnte, Herr Doktor. Ein Freund, an den ich mich jetzt um Beistand wenden dürfte, war es sicherlich nicht.“

Die müde Hoffnungslosigkeit, die im Klang dieser Worte lag, weckte von neuem das Mitleid des jungen Arztes. Von dem Wunsche erfüllt, der Aermsten doch noch etwas Ermutigendes zu sagen, fuhr er eilig fort: „Uebrigens war er nicht der einzige, der hier nach Ihnen gefragt hat. Schon vor mehreren Tagen ließ sich eine sehr elegant gekleidete Dame im Bureau des Krankenhauses allerlei Auskünfte über Sie geben. Sie hatte durch die Zeitungen von Ihrem Unglück erfahren und —“

Entsetzt blickte Elisabeth zu dem Sprechenden auf, und mit zitternder Stimme fiel sie ihm in die Rede: „Durch die Zeitungen? Mein Gott, es hat also in den Blättern gestanden? Und mein Name auch? O welche Schande — welche Schande! Nun kann ich ja keinem Menschen mehr in die Augen sehen. Ach, warum ließ man mich nicht sterben!“

Sie barg das Gesicht in den Händen und begann bitterlich zu weinen. Umsonst bemühte sich der Arzt, der seine Ungeschicklichkeit lebhaft bereute, sie zu beruhigen und aufzurichten. Ihre Thränen flossen noch immer, als eine der Wärterinnen eintrat.

„Ich soll Ihnen sagen, Fräulein Löbener, daß Sie doch sogleich in das Sprechzimmer kommen möchten,“ meldete sie. „Da ist eine Dame, die mit Ihnen zu reden wünscht. Und ich glaube, Sie werden etwas Angenehmes hören.“

Trotz dieser letzten Verheißung war Elisabeth sehr bestürzt, denn sie hatte in diesem Augenblick keinen anderen Wunsch, als ganz sich selbst überlassen zu bleiben, und niemals war sie weniger aufgelegt gewesen, neue Bekanntschaften zu machen, als gerade jetzt. Aber sie nahm die Aufforderung für einen Befehl, dem sie sich nicht widersehen dürfe, und ging ohne Widerspruch hinunter.

Eine hochgewachsene Dame in etwas theatraleisch-vornehmer Haltung stand dort im Gespräch mit einem der Verwaltungsbeamten des

Krankenhauses, ohne die Eintretende sogleich zu bemerken. Ohne Zweifel war es dieselbe Dame, von der ihr der Assistenzarzt soeben gesprochen, denn ihre Kleidung, die nur aus dem Atelier eines ersten Pariser oder Wiener Schneiders stammen konnte, war von auffälliger und für eine Straßentölette jedenfalls übertriebener Eleganz. Eine Fülle von herausfordernd bunten Blumen und Bändern schmückten den mächtigen Rembrandthut, unter dem das schöne aschblonde Haar in dicken, zierlich geordneten Flechten hervorquoll, und an ihren Ohrläppchen funkelten haselnußgroße Brillanten.

Da sie Elisabeth den Rücken zuehrte und überdies ein weißer Schleier ihr Antlitz nahezu vollständig verhüllte, konnte das junge Mädchen ihre Züge zunächst nicht erkennen. Aber es war wenig danach angethan, ihre Verlegenheit zu verringern, als sie die Fremde mit einer tiefen, doch ungemein wohlklingenden Stimme sagen hörte: „Ich bin mir vollkommen darüber klar, daß ich ein nicht geringes Wagnis unternehme; aber ich fühle nun einmal lebhaftes Mitleid mit dem armen Mädchen. Sie müßte wirklich eine sehr undankbare Person sein, wenn sie sich nicht wenigstens einige Mühe gäbe, meine Güte durch Anhänglichkeit und Pflichttreue zu belohnen.“

In diesem Augenblick bemerkte der Beamte die Anwesenheit Elisabeths und gab der fremden Dame einen Wink, der sie veranlaßte, sich nach dem jungen Mädchen umzuwenden. Soweit der dichtgewebte Schleier solche Beobachtungen gestattete, glaubte Elisabeth ein schönes, regelmäsiges Antlitz mit ungewöhnlich großen dunklen Augen vor sich zu sehen. Freilich wagte sie nur für einen Moment, ihren Blick zu dem Gesicht der vornehmen Unbekannten zu erheben. Ihre Befangenheit war sehr groß, daß sie es kaum verstand, als der Beamte sagte: „Treten Sie doch näher, Fräulein Löbener! Hier ist eine Dame, Frau Estella Deloria, die den Wunsch hat, sich Ihrer anzunehmen.“

„Vorausgesetzt natürlich, daß Sie selbst damit einverstanden sind, mein liebes Fräulein,“ ergänzte die als Frau Deloria Bezeichnete in einem überaus freundlich und herzlich klingenden Ton, indem sie ein paar Schritte auf Elisabeth zutrat. „Sehen Sie mich an, und sagen Sie mir ganz offen, ob es Ihnen möglich sein wird, Vertrauen zu mir zu fassen.“

Elisabeth suchte verlegen nach Worten, und der Beamte, der ihre Ratlosigkeit gewahrte, kam ihr zu Hilfe.

„Vermutlich wird es Ihnen angenehm sein, Frau Deloria, unter vier Augen mit dem jungen Mädchen zu sprechen. Da ich Ihnen leider kein Zimmer für diesen Zweck zur Verfügung stellen kann, ziehen Sie es vielleicht vor, eine kleine Promenade durch den Garten zu machen. Sie finden da Plätze genug, wo Sie sich ganz ungestört und unbelauscht unterhalten können.“

Die Fremde nahm diesen Vorschlag ohne weiteres an und zog mit gewinnender Liebesswürdigkeit den Arm der eingeschüchterten Elisabeth unter den ihrigen. „Ja, kommen Sie, mein Kind! Draußen unter freiem Himmel plaudert sich's ohnehin besser als in der Krankenhausaufatmosphäre dieser unbeglichenen Zimmer.“

Sie zog die willenlos Folgende mit sich hinaus, und nachdem sie sich stumm ein paar Duzend Schritte von dem Hause entfernt hatten, brach sie mit ihrer tiefen, sympathisch klingenden Stimme das Schweigen: „Die Teilnahme einer Frau, die Sie bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt haben, muß Sie ein wenig befremden. Das begreife ich vollkommen, mein liebes Fräulein, und ich bin Ihnen wohl vor allem eine Erklärung dafür schuldig. Sehen Sie, als ich vor mehreren Tagen in der Zeitung las, daß ein schönes junges Mädchen sich

aus Verzweiflung in den Stadtgraben gestürzt habe, da — aber was ist denn, Kind? Sie brauchen sich vor mir wegen dieser That wahrhaftig nicht zu schämen, und weinen dürfen Sie schon gar nicht! Ich kann keine Thränen sehen und bin ja nur hierher gekommen, um die Ihrigen zu trocknen.“

„Verzeihen Sie!“ bat Elisabeth, nach Kräften bemüht, ihre Fassung zu behaupten. „Ich kann mich nur noch nicht mit dem schrecklichen Gedanken abfinden, daß alle Welt durch die Zeitung davon erfahren hat. Wenn mein armer Vater geahnt hätte, daß ich jemals solche Schmach über seinen ehrlichen Namen bringen könnte —“

„Quälen Sie sich doch nicht mit derartigen Vorstellungen! Die Frau Ritschke, bei der ich mich nach Ihnen erkundigte, hat mir erzählt, daß auch Ihr Vater sich recht schafften hat plagen müssen, um durchzukommen. Wer's aber an sich selbst erfahren hat, was es heißt, arm und verlassen zu sein, der weiß auch, wie leicht da ein verzweifelter Schritt gethan ist. Und mit der Schmach ist's wahrhaftig nicht so arg, wie Sie sich's jetzt in Ihrer jugendlichen Unerfahrenheit einbilden. Unter den Tausenden, die jene Zeitungsnotiz gelesen haben, giebt's außer mir heute vielleicht keinen einzigen mehr, der sich überhaupt noch daran erinnert. Nach vier Wochen aber ist es sicherlich schon so gut, als wäre es nie gewesen. Passieren doch alle Tage hundert Sachen, die viel schlimmer und viel trauriger sind; da wird die eine über der anderen vergessen.“

In der Ausdrucksweise der Frau und in ihrer Art zu reden war etwas, das mit der Bornehmheit ihrer äußeren Erscheinung nicht ganz im Einklange stand, etwas Derbes, beinahe Männliches, wie es Damen der guten Gesellschaft nicht eigen zu sein pflegt. Elisabeth aber, die sonst für solche Dinge ein feines natürliches Empfinden hatte, hörte in diesem Augenblick nur den Klang wirklicher Teilnahme in den Worten der so unversehrt gewonnenen Freundin, und ein Gefühl inniger Dankbarkeit wallte heiß in ihrem armen, gequälten Herzen auf.

„Wie freundlich Sie zu mir sind!“ sagte sie leise. „Und ich meinte, mich vor keinem Menschen mehr sehen lassen zu dürfen, weil jeder mich verachten müßte.“

„Thorheit, Kind — nichts als Thorheit! Und was mich betrifft, so war ich schon mehr als einmal nahe daran, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen oder ein Stückchen Cyankali zu schlucken. Schließlich war es immer nur irgend ein glücklicher Zufall, der mich daran verhinderte, und ich wäre darum am allermindesten berufen, einen Stein auf Sie zu werfen. — Sie sehen mich verwundert an. Sie glauben mir vielleicht nicht? Nun, ich denke, wir werden noch nahe genug miteinander bekannt werden, daß ich Ihnen dies und jenes aus meiner Vergangenheit erzählen kann. Und dann werden Sie nicht mehr daran zweifeln, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Auch ich habe nicht immer in so angenehmen und behaglichen Verhältnissen gelebt wie jetzt. Ich habe in einer wechselvollen und dornenreichen Künstlerlaufbahn das Leben oft genug von seiner dunkelsten Seite kennen gelernt und — aber lassen wir das jetzt! Ich bin ja nicht hier, um Ihnen von mir zu sprechen. Sie sollen mir vielmehr von sich erzählen, von Ihren persönlichen Verhältnissen und von dem Herzenskummer, vor dem Sie in den Tod fliehen wollten. Denn darüber, daß es vor allem ein Herzenskummer gewesen ist, habe ich schon von der Frau Ritschke einige ziemlich durchsichtige Andeutungen erhalten.“

Sie waren an eine der im Garten befindlichen, dichtbewachsenen Lauben gelangt, und

Frau Deloria zog ihre jugendliche Begleiterin neben sich auf die Holzbank nieder.

„Sprechen Sie zu mir, wie Sie zu Ihrer Mutter oder — wenn Ihnen der Unterschied der Jahre dafür zu gering erscheint — wie Sie zu einer älteren Schwester sprechen würden. Wenn wir gute Freundinnen werden sollen, wie ich es hoffe und wünsche, muß ich vor allem Ihr volles Vertrauen besitzen.“

Und mit jeder weiteren Minute legte Elisabeth in der That mehr und mehr von jener Befangenheit ab, die ihr anfänglich die Lippen verschlossen hatte. Sie erzählte von ihrer glücklichen Kindheit, von dem edlen, gütigen Vater, von dem graufamen Herzeleid, das sein früher Tod über sie gebracht, und von all den herben Prüfungen, die sie als schutzlose Waise hatte erdulden müssen. Frau Deloria, deren Gesicht noch immer durch den dichten weißen Schleier verhüllt war, schien an allem den aufrichtigsten Anteil zu nehmen. Sie hatte ihren Arm um Elisabeth gelegt, und wiederholt unterbrach sie die einfache und doch so traurige Geschichte dieses jungen Menschenlebens in ihrer lebhaften Weise durch einen Ausruf des Mitleids oder auch des Abscheus. Sie zog die schlanke Mädchengestalt noch zärtlicher an sich und sagte: „Das alles war gewiß sehr traurig für Sie; aber es geschah doch nicht deshalb, daß Sie ins Wasser gingen. Und wenn es Ihnen auch sauer fällt, darüber zu reden, Sie müssen mir's doch erzählen. Was war es mit dem Referendar? Hatten Sie sich denn Rechnung darauf gemacht, daß er Sie heiraten würde?“

Elisabeths Wangen brannten in purpurner Blut. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie. „Ich war so glücklich. Nicht einen Augenblick kam mir der Gedanke, daß es etwas Unrechtes sei, was ich da gethan habe.“

„Na, ein Verbrechen ist es auch wohl nicht gewesen, höchstens eine jugendliche Thorheit, und auf den jungen Mann fällt jedenfalls der bei weitem größere Teil der Schuld. Wie fing denn die Geschichte mit ihm an?“

„Er hatte ein Zimmer von der Frau Nitsche gemietet, weil er aus irgend einem Grunde nicht bei seinem Vater wohnen wollte, und da — da war es denn ganz unvermeidlich, daß ich ihm zuweilen begegnete.“

„Na ja, und das weitere kann ich mir schon denken. Diese jungen Herren können ja kein hübsches Mädchen unbehelligt lassen. Er wußte Sie zu bethören, daß Sie an seine Liebe und an seine rechtschaffenen Absichten glaubten, und dann war er eines schönen Tages über alle Berge — nicht wahr?“

Mit Entschiedenheit schüttelte Elisabeth den Kopf. „Nein, es stand von vornherein fest, daß er sein Affectoregamen in Berlin machen würde, und der Tag seiner Abreise war lange vorher bestimmt. Auch hat er niemals andere als rechtschaffene Absichten mit mir gehabt. Sie dürfen nicht schlecht von ihm sprechen, wenn Sie mir nicht sehr wehthun wollen.“

„Das will ich nicht, liebes Kind. Aber er hätte doch wohl wissen müssen, daß er die Einwilligung seines Vaters zu einer Heirat mit Ihnen nicht erlangen würde. Der Alte ist, wie ich gehört habe, ein reicher und habgieriger Mann, ein richtiger Filz. Und wie er über den Roman seines Sohnes denkt, haben Sie wohl aus seinem eigenen Munde erfahren.“

Elisabeth legte die Hände über die Augen. „O, es war schrecklich!“ flüsterte sie. „Auch die rohesten Menschen, mit denen ich nach meines Vaters Tode in Berührung kam, haben mir nicht so grausame Dinge gesagt wie er.“

„Er wollte Ihnen ohne Zweifel jede Hoffnung nehmen, daß er am Ende doch noch seine Zustimmung geben könne. Und da Sie dies wissen, wollen Sie nun noch immer an dem jungen Manne festhalten?“

Sie erhielt keine Antwort, und in sehr eindringlicher Weise fuhr sie fort: „Hören Sie mich an, meine liebe Kleine, und seien Sie versichert, daß ich in der allerbesten Absicht so zu Ihnen spreche. Sie müssen sich diese Liebesgeschichte aus dem Sinn schlagen, je eher und je gründlicher — desto besser! Denn der Herr Referendar wird sich gewiß nicht mit seinem reichen Vater überwerfen, nur um Ihnen sein Versprechen zu halten, und wenn er Ihnen auch vielleicht noch einmal die allerschönsten Dinge verspricht, schließlich läßt er Sie doch sitzen. Sollte er aber wirklich der weiße Hase sein, für den Sie ihn halten, und sollte er lieber Zukunft und Vermögen darangeben, als

Feuer aufblitzen. Ein paar Sekunden vergehen, ehe die Antwort der Frau Deloria erfolgte.

„Ich würde ohne ein solches Versprechen nicht in der Lage sein, irgend etwas für Sie zu thun, und jetzt, nachdem ich Sie kennen gelernt habe, würde ich diese Unmöglichkeit von ganzem Herzen bedauern. Ich bin eine alleinlebende Frau, eine Witwe ohne Kinder und sonstigen Familienanhang. Meine Vermögensverhältnisse gestatten mir, ganz nach meinen Wünschen zu leben, und ich könnte mich recht wohl fühlen, wenn ich nicht meine Einsamkeit zuweilen schwer und drückend empfinde. Ich sehne mich nach der Gesellschaft eines jungen menschlichen Wesens, das sich mir in treuer Hingebung widmet, und dem ich in trüben Stunden mein ganzes Herz erschließen dürfte. Als ich von Ihrem Schicksal in den Zeitungen las, hoffte ich, vielleicht endlich ein solches Wesen gefunden zu haben. Ich kam hierher, um Ihnen mein Haus als eine sichere Zufluchtsstätte anzubieten. Nicht meine Gesellschafterin in dem landläufigen Sinne oder gar meine Dienerin, nein, meine Freundin, meine jüngere Schwester sollten Sie werden, und ich glaube, Sie würden es nicht zu bereuen haben, wenn Sie mir folgten. — Eine einzige Bedingung nur müßte ich dabei Ihnen stellen, aber eine Bedingung, die für mich ganz unerlässlich ist. Sie dürften keinerlei Beziehungen mehr zu irgend welchen Personen aus Ihren bisherigen Lebenskreisen unterhalten. Sie müßten mir ganz allein gehören, und jene Liebesgeschichte vor allem müßte mit dem Augenblick, da Sie Ihren Fuß in mein Haus setzen, für immer begraben sein. — Ueberlegen Sie es wohl, ob Sie mir ein solches Zugeständnis machen können. Ich bin bereit, Ihnen bis morgen Zeit dazu zu lassen.“

„Es bedarf keiner Ueberlegung mehr,“ sagte Elisabeth ruhig. „Mein Entschluß ist gefaßt. Wenn Sie es mit mir versuchen wollen — ich bin bereit, Ihnen zu folgen.“

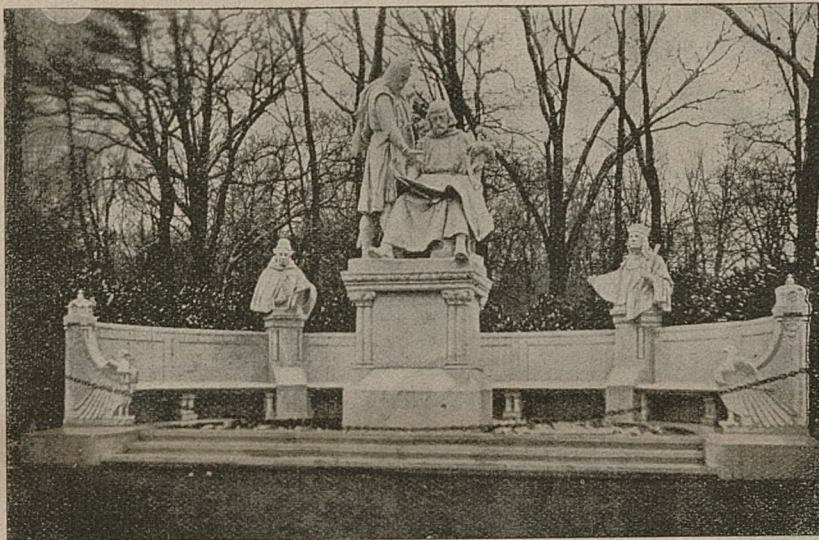
„So habe ich es gehofft,“ rief Frau Deloria lebhaft und in unverhohlener Freude. „Sie versprechen mir also, sich fortan weder in persönlichen noch in schriftlichen Verkehr mit jenem Referendar oder mit den Mittelpersonen einzulassen, deren er sich etwa bedienen könnte?“

Elisabeth reichte ihr die Hand, die so kalt war wie ein lebloser Gegenstand. „Ich verspreche es,“ sagte sie einfach, doch mit einem Ausdruck, der wahrlich keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihres Vorsatzes zuließ.

„Und Sie werden sich bemühen, mich ein wenig lieb zu gewinnen?“

„Die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, wird es mir leicht machen, gnädige Frau.“

Die Fremde neigte sich zu ihr, und zum erstenmal schob sie den Schleier empor, um sie zu küssen. Elisabeth sah, daß sie sich nicht getäuscht hatte, als sie hinter den halb durchsichtigen Maschen ein auffallend schönes Gesicht zu gewahren glaubte. Aber es war ein Gesicht, das über die Zeit der Blüte bereits hinaus war, das Antlitz einer Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, das der künstlichen Hilfsmittel nicht mehr entraten kann, um die verräterischen Spuren des beginnenden Welkens zu verbergen. Nur die dunklen Augen leuchteten noch in einem wahrhaft jugendlichen Feuer,



Das Doppelstandbild der Markgrafen Otto III. und Johann I. in der Siegesallee in Berlin. (S. 140)

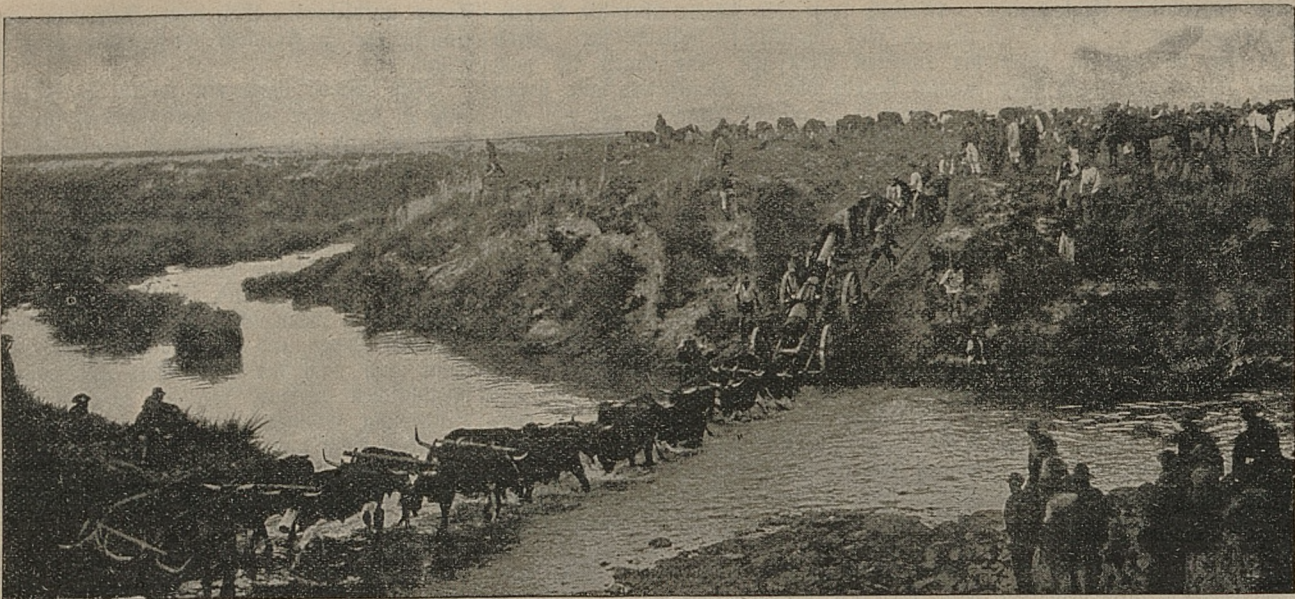
daß er Ihnen wortbrüchig würde, so hätten Sie erst recht die Pflicht, vernünftig zu sein und der Geschichte ein Ende zu machen, ehe Sie alle beide unglücklich geworden sind. Denn solche Ehen werden immer unglücklich. Die Leidenschaft verfliegt, und dann kommt die Reue. Glauben Sie das einer erfahrenen Frau, die es besser mit Ihnen meint als sonst irgend jemand auf der Welt.“

„Meinetwegen soll Rudolf seine Zukunft wahrlich nicht opfern, Frau Deloria,“ sagte das junge Mädchen mit fester Stimme. „Lieber soll er mich für schlecht und treulos halten, als daß ich um solchen Preis glücklich werden möchte.“

„Das ist brav gesprochen. Aber werden Sie auch stark genug sein, bei diesem guten Vorsatz zu verharren, wenn er Sie etwa aufs neue mit seinen Liebesanträgen und Beteuerungen verfolgen sollte? Ein Mädchenherz ist in der Regel ein recht schwaches und leicht zu besiegendes Ding.“

„Ich werde stark sein. Aber — verzeihen Sie, wenn diese Frage Sie gegen meinen Willen verletzen sollte — welchen Wert kann es für Sie haben, daß ich Ihnen ein solches Versprechen ablege?“

Frei und offen sah sie der Fremden dabei ins Gesicht, und es wollte ihr scheinen, als ob die großen dunklen Augen hinter dem weißen Schleier für einen Moment in eigentümlichem

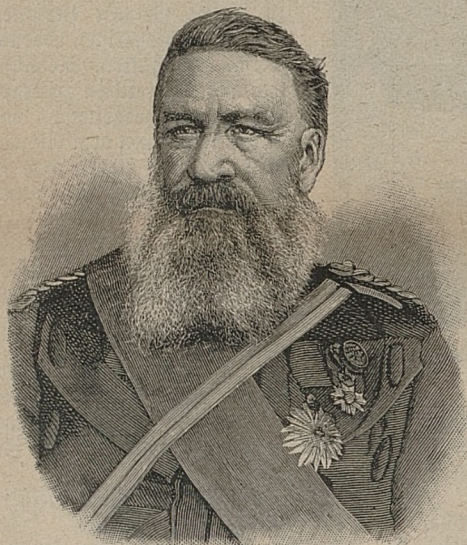


Burenartillerie durchquert den Klipriver.
Nach einer Photographie von J. Varnett & Co. in Johannesburg.

und jugendlich ungestüm war auch die Art, wie Frau Deloria jetzt ihren Schützling in die Arme schloß.

Elsbeth wäre gern noch bis zum nächsten Tage im Krankenhause geblieben, doch ihre Gönnerin wollte davon nichts hören.

„In zwei Stunden werde ich mit einem



General P. J. Zoubert †.

Wagen hier sein, Sie abzuholen,“ erklärte sie, „denn die Ruhe und Pflege, deren Sie jetzt noch zu Ihrer vollen Genesung bedürfen, finden Sie in meinem behaglichen Heim hundertmal besser als in diesem Krankenhause, dessen Luft allein hinreichen würde, mich krank zu machen.“

Ein weiterer Widerspruch war unmöglich, und so geschah es nach den Wünschen der Frau Deloria. Als Georg Wendrich sich am Nachmittag wieder im Krankenhause einfand, mußte er zu seiner Ueberraschung vernehmen, Elsbeth Löbener sei bereits entlassen und wohl aufgehoben im Hause einer vornehmen und menschenfreundlichen Dame.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der größte Mann, der seit Menschengedenken in der englischen Armee gedient hat, ist der irische Riese Thomas Dalroy, der sich seit einiger Zeit

in den Hauptstädten Europas dem Publikum zur Schau stellt und gegenwärtig in Castans Panoptikum zu Berlin allgemeines Erstaunen erregt. Er stammt aus einer irischen Bauernfamilie in der Grafschaft Kildare, ist gegenwärtig 45 Jahre alt und mißt vom Scheitel bis zur Sohle 2,30 Meter. Dalroy trägt die Uniform der Royal Horse Guards, bei denen er längere Zeit gedient hat. Seine Gattin ist eine zierliche Londonerin. — Kürzlich wurden in der Berliner Siegesallee im Beisein des Kaiserpaars wiederum vier neue Denkmalsgruppen enthüllt. Besonders wohlgefallen ist das **Doppelstandbild der Markgrafen Otto III. und Johann I.**, die von 1226 bis 1258 gemeinsam eine für die Mark Brandenburg höchst segensreiche Regierung geführt haben. Dann erst teilten sie ihr Gebiet; Johann I. starb 1266, Otto III. 1267. Der Schöpfer des Denkmals, Professor Baumbach, hat in seiner Gruppe die beiden Markgrafen als kraftvolle, ernstdenkende Persönlichkeiten dargestellt. Otto III. steht in kriegerischer Rüstung neben seinem Bruder, der sinnend einen ausgebreiteten Stadtplan betrachtet. Die Nebenfiguren dieses Doppelstandbildes sind Marfilus, der Schultheiß und erste Bürgermeister von Berlin, und der Propst Simeon von Berlin. — Welche Schwierigkeiten das Gelände in dem gegenwärtigen Kriege in Südarfrika vielfach bietet, läßt unser obenstehendes Bild erkennen. Es zeigt uns **Burenartillerie beim Durchqueren des Kliprivers.** Solchen Schwierigkeiten sind die mit dem Gelände auf das genaueste vertrauten Buren, deren Zug- und Reittiere zudem an das Klima gewöhnt sind, natürlich besser gewachsen als die Engländer. — Einen sehr harten Schlag hat die Sache der Buren erlitten durch den Tod ihres ersten Heerführers, des **Kommandant-Generals P. J. Zoubert**, der im Alter von 68 Jahren und 60 Tagen einer akuten Nierenentzündung erlag. Aus ganz kleinen Anfängen ist er durch eigenen Fleiß und eigene Intelligenz zu dem geworden, was er war. 1876 wurde Zoubert Mitglied des Ausführenden Rates, und seitdem hat er ununterbrochen die höchsten Stellen im Transvaalstaat innegehabt. 1880 wurde er einstimmig zum Kommandant-General gewählt. Als Feldherr zeigte er kühle Ueberlegung und eine genaue Kenntnis der bei den Buren beliebten Kriegstaktik. Er über-

eilte nichts, und alle seine Pläne richteten sich nur auf das eine Ziel: dem Feind so viel wie möglich Abbruch zu thun und selbst so wenig wie möglich Leute zu verlieren. — Fast in jedem Frühjahr richtet der **Föhnsturm** Unheil an, wenn er durch die hoch gelegenen Alpenthäler der Zentralschweiz braust. Mächtige Bäume werden geknickt oder entwurzelt, Schindeldächer abgerissen, Säune umgelegt, ja sogar ganze Gebäude umgestürzt. Ein mitten in der Nacht mit orkan-

Die Erbauung des Drufusturmes zu Mainz.

(Mit Bild auf Seite 141.)

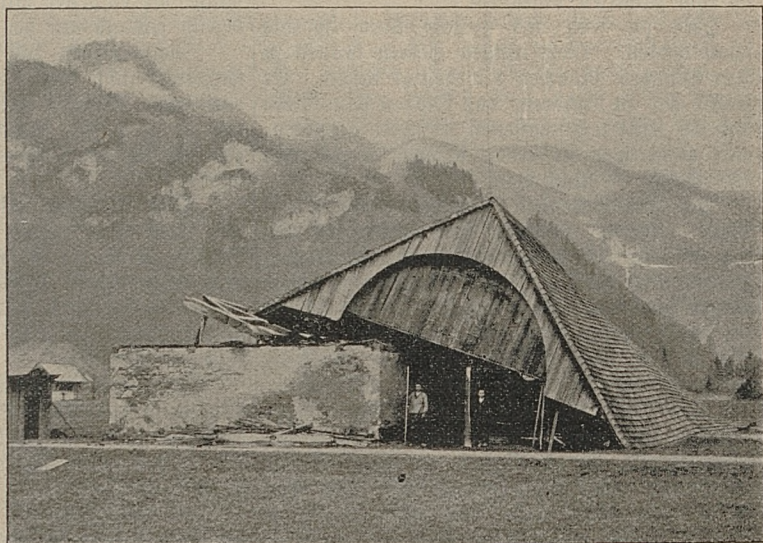
Das „goldene Mainz“ ist eine der ältesten Städte am Rhein. Schon 38 v. Chr. wird der Ort Moguntiacum erwähnt, wo Agrippina ein befestigtes Winterlager errichten ließ, und 11 v. Chr. gründete Claudius Drusus dem Castrum Moguntiacum gegenüber das nach ihm benannte Kastell. Als dann im Jahre 9 v. Chr. Drusus im Germanenlande infolge eines Sturzes mit dem Pferde verschieden war, brachten die Legionsoldaten den bei ihnen überaus beliebten Kaiserjohn auf ihren Schultern nach Mainz zurück und bauten zu seinem Gedächtnis den Drufusturm am Ufer des Rheins, wie auf S. 141 dargestellt. Nur der untere Teil des Turmes, der gewöhnlich Eichel- oder Eigelstein genannt wird, ist noch vorhanden. Er befindet sich innerhalb der Mainzer Citadelle und ist das älteste Denkmal aus der Römerzeit am Rhein.

Eine Geistererscheinung.

Erzählung von C. Trug.

(Nachdruck verboten.)

Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt war der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen durch



Eine vom Föhnsturm umgerissene Scheune in Giswyl (Schweiz).
Nach einer Photographie von J. Wächterli in Giswyl.



Die Erbauung des Drusussturmes zu Mainz. (S. 140)

ein Dekret Napoleons des Thrones für verlustig erklärt und genötigt worden, sein Land zu verlassen, um ein Asyl in der Fremde zu suchen. Er fand endlich ein solches in Prag. 1807 vereinigte Napoleon die eroberten Länder zu dem Königreiche Westfalen dessen Thron er mit seinem jüngsten Bruder Jérôme besetzte. Die Residenz des neuen Königs war Kassel, wo er mit seinem Hofstaate in allen erdenklichen Genüssen schwelgte nach der berühmten Tagesparole: „Immer lustig!“

Wie in jenen Tagen so häufig, so sollte auch am Abend des Geburtstags der Königin Katharina, am 22. Februar, wieder auf der Löwenburg, einem alten Ritterschlosse in der Nähe von Kassel, ein großes Fest gefeiert werden. Man hatte dem Grafen L., einem jungen lebenslustigen Franzosen, die Anordnungen übertragen, und dieser ließ auch jenes altertümliche Schloßchen binnen kurzem in einen Feenpalast umwandeln. Nur ein Zimmer hatte man — es war auch bisher stets so gehalten worden — respektiert und unter Verschluss gelassen: das Arbeitszimmer des entflohenen Kurfürsten, in welchem die ganze Einrichtung noch genau dieselbe war wie zu Zeiten des jetzt im Exil lebenden einstigen Herrn. In der Mitte stand ein grün bezogener Schreibtisch mit Schreibzeug und Papier. Das Papier war bekrizelt und bemalt, als habe der Kurfürst darauf die Feder probiert; die Feder lag daneben, als sei sie eben erst aus der Hand gelegt worden. Hinter dem Tisch, der Thür gegenüber, stand ein mit rotem Sammet überzogener Lehnstuhl; auch die Wände waren mit rotem Sammet überzogen und die zwei kleinen Fenster mit schweren karmesinroten Vorhängen behangen. In den Wänden befanden sich mehrere Schränke mit reichverzierten Thüren. In einem derselben lagen des Kurfürsten Perücken mit langen Zöpfen, in anderen hingen Uniformen mit eingeschlagenen roten Schößen und kurzen Kragen, lange, mit Gold- und Silbertressen besetzte Schößwesten und andere Kleidungsstücke.

Nur einmal hatte König Jérôme dieses Zimmer betreten, in dem es so unheimlich still war; finnend stand er vor dem Schreibtisch, als wolle er die auf dem Papier befindlichen Hieroglyphen entziffern, dann ließ ihm ein Schauer durch die Glieder, denn er war, wie alle Napoleoniden, abergläubisch; rasch eilte er aus dem Zimmer und gab Befehl, dieses Gemach stets unter Verschluss zu halten und niemand hineinzu lassen. Seitdem hatte das Arbeitskabinett des Kurfürsten kein menschlicher Fuß wieder betreten.

Auf der Löwenburg war der alte Kastellan des Kurfürsten, ein mürrischer und wenig ungewöhnlicher Mann, von Jérôme in seinem Dienst belassen worden, obgleich derselbe seinen früheren Herrn insgeheim noch immer verehrte. Von dem Kastellan erfuhr Graf L. während der Vorbereitungen zu dem Geburtstagsfest den Besuch jenes Arbeitskabinetts durch Jérôme und zugleich auch dessen Befehl, daß das Zimmer unter Verschluss bleiben und von niemand betreten werden solle. Dieses Verbot reizte aber die Neugierde des Grafen in hohem Grade, und er sann auf Mittel, um sich in den Besitz des Schlüssels zu jenem Kabinett zu bringen, den der sehr mißtrauische Schloßwächter in seinem Kastellanzimmer sorgfältig verwahrte. Der Graf gewann in dessen den Schloßgärtner, verschaffte sich durch dessen Hilfe den Schlüssel und gelangte so in das Arbeitskabinett des Kurfürsten, ohne daß der Kastellan etwas davon merkte.

Graf L., welcher die vielen Anekdoten kannte, die man sich bei Hofe über den Kurfürsten erzählte, und auch wußte, daß derselbe im Geruche eines Zauberers und Hexenmeisters stand, kam auf die Idee, am Festabende, um

den Hofdamen einmal einen tüchtigen Schrecken einzujagen, den Geist des Kurfürsten erscheinen zu lassen, und zu diesem Streiche sollte ihm das Arbeitskabinett als Ausgangspunkt dienen.

Der Festabend war gekommen. Die Königin schritt an der Hand ihres leichtfertigen Gemahls durch die prachtvoll geschmückten Säle und Zimmer, umgeben von einem glänzenden Gefolge, und bald wiederhallten die hell erleuchteten Räume des alten Schlosses vom jubelnden Festgeräusche. Stunde um Stunde verrann. In den größten Zimmern wurde getanzt, in den kleineren bildeten sich Gruppen von Herren und Damen zu heiteren Unterhaltungen. Da trat Graf L. an den König heran und meldete, daß das Feuerwerk beginne. Die ganze Gesellschaft strömte nun mit dem König ins Freie, um das Feuerwerk zu sehen, zu dem sich die halbe Bevölkerung von Kassel eingefunden hatte, die in dichten Kreisen den Platz über der Burg besetzt hielt. Bald zischten Raketen auf, Feuerräder und Sterne brausten, Kanonenschläge weckten die Echo's der Berge, Feuerfäulen, Pyramiden und Leuchtflugeln stiegen himmelan, und der Namenszug der Königin strahlte in Brillantfeuer.

Ehe diese Pracht zu Ende ging, schlich sich Graf L. von der Seite des Königs hinweg, wurde aber unterwegs im Vorsaal von zwei Damen daran erinnert, er habe ihnen ja für diesen Abend noch etwas ganz Apartes versprochen. Sie rieten hin und her und meinten endlich, lustig lachend, es würde wohl noch eine Geistererscheinung in dem alten Spußschlosse geben.

„Beinahe so etwas,“ erwiderte der Graf und bemerkte dann: „Sehen Sie die rote Schleife dort unter dem Spiegel? Sobald diese verschwunden ist, steigen Sie das kleine Treppchen rechts im Vorgange hinauf und schlüpfen in das letzte Zimmer links am Ende des Ganges. Doch bis dahin halten Sie reinen Mund; der Scherz muß unser Geheimnis bleiben, sonst würde es mir unmöglich sein, mein Wort zu halten.“

Eine Viertelstunde später befand sich der Graf mit dem Gärtner im Arbeitskabinett Wilhelm's I. „Nun, Anton, rasch ans Werk!“ sagte er; dann zog er seine Uniform aus, während Anton einen Anzug des entflohenen Kurfürsten aus einem Schrank nahm. Bald kannte man den Grafen nicht mehr. In hochroter, goldgestickter Schößweste, in einer Uniform mit umgeschlagenen Schößen, riesigen silbernen Knöpfen und mit einer mächtigen Perücke auf dem Haupte stand er vor dem Spiegel. Nun räumte Anton des Grafen eigenen Anzug in einen Schrank, und der Pseudokurfürst nahm den Sessel am Tische ein, setzte sich gravitatisch darin zurecht, die Hände auf die Armlehnen gestützt, die Stirn in finstere Falten gezogen und das Kinn tief in die Halsbinde vergraben; den strengen Blick richtete er nach der Thür, als wolle er den Eintretenden mit hartem Vorwurf empfangen. Die Aehnlichkeit des Vermummten mit dem Exkurfürsten war frappant.

Zufrieden mit dem Ergebnis entließ der Graf den Gärtner mit dem Auftrage, ihn an der hinteren Treppe zu erwarten. Raun war der Gärtner einige Minuten fort, da ließen sich auf dem Gange Schritte vernehmen.

Der Zufall wollte es, daß König Jérôme sich ermüdet weggeschlichen hatte, um, wie so häufig, ein wenig zu ruhen, da er schon etwas über den Durst getrunken hatte. Er tappte die kleine Treppe hinauf, musterte die verschiedenen Thüren im Gange und blieb vor der letzten stehen. Es fiel Licht durch das Schlüßelloch. Er drückte auf die Klinke und trat ein. Ein Blick in das Zimmer machte alles Blut in seinen Adern erstarren. Er er-

kannte sogleich das Arbeitskabinett des Kurfürsten wieder. Da saß der Fürst, der unheimliche Hexenmeister, der ihn einen „Murator“ nannte, und schaute ihn mit so streng finsternem Blicke an, als wolle er Rechenschaft fordern über seine Schätze, die man verprakte, und über seinen Thron, den man ihm geraubt. Ein eisalter Schauer durchrieselte den König, sein Haar sträubte sich, und doch konnte er den Blick nicht abwenden von der schrecklichen Erscheinung; es war, als ob ein Dämon ihn auf der Schwelle gebannt hielt.

Endlich gewann er wieder so viel Herrschaft über sich, daß er das Kabinett verlassen konnte. Er schritt rückwärts hinaus und stieß vor der Thür auf den Kastellan, welcher den König hatte in den Gang schlüpfen sehen und ihm in dienstfertiger Absicht nachgegangen war. Der König faßte ihn krampfhaft am Arm und schob ihn ins unheimliche Gemach mit dem ängstlichen Ausruf: „Sieh! sieh!“ Der Kastellan verlor vor Entsetzen die Besinnung und sank an der Thür ohnmächtig nieder. Der König ließ seinen Arm los und schwankte den Gang hinab.

Jetzt gab Graf L. seine Rolle schleunigt auf. Sein Schrecken, statt der Damen den König eintreten zu sehen, war nicht geringer gewesen als der des Königs selbst; als nun die Schritte auf dem Flur verhallten, sprang er auf, und in zwei Minuten hatte er sich umgekleidet, und aus dem Kurfürsten von Hessen war wieder der Adjutant des Königs Jérôme von Westfalen geworden. Anton, der Gärtner, welcher Gefahr gewittert, kam herbeigeschlichen; er schleppte den bewußtlosen Kastellan hinaus und setzte ihn vor der Thür nieder. Der Graf befahl ihm, die Kerzen zu löschen und den Schlüssel des Kabinetts schleunigt im Kastellanzimmer an den Nagel zu hängen, damit niemand ahne, daß er und das Kabinett benutzt worden seien. Nachdem der Gärtner Stillschweigen gelobt, kehrte der Graf zur Gesellschaft zurück. Wie fand er aber dort alles verändert! Als er nach der Ursache fragte, antwortete man ihm: „Den König hat ein plötzliches Unwohlsein befallen.“ Die Lakaien flogen, und die Wagen rasselten, und eine halbe Stunde später war von der glänzenden Gesellschaft im Schlosse nichts mehr vorhanden als ein Duzend Diener, die sich an den Speisereisen und Getränken gütlich thaten und sich vergeblich die Köpfe zerbrachen, was wohl möchte vorgefallen sein.

Am folgenden Morgen ließ König Jérôme den Kastellan nach Kassel kommen und schloß sich lange Zeit mit ihm ein; doch der Kastellan wußte so wenig als der König und der König so viel als der Kastellan, und so fanden sie die Lösung des Rätsels nicht. Der König erfuhr niemals den wahren Sachverhalt, auch sprach er niemals darüber. Die Löwenburg blieb aber fortan verödet die ganze Zeit der französischen Herrschaft hindurch.

Damenwetten.

Humoristische Skizze von R. March.

(Nachdruck verboten.)

Die Lust zu wetten ist nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen angeboren und äußert sich bei ihnen neuestens ganz so wie bei jenen in Turf- und Sportwetten aller Art.

Die Damen gehen, laufen, reiten hoch zu Ross und auf dem Rade, rudern, schwimmen, kurz sie thun alles mögliche um die Wette. Unter all diesen Wetten kommen nun auch vielfach solche vor, welche von Frauen vorgeschlagen worden sind und daher die besondere Bezeichnung „Damenwetten“ verdienen. Hierher gehört zum Beispiel die etwas ungewöhnliche

Wette, welche Fräulein Rosa Nordmann, ehemaliges Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, mit dem als Kunstmäcen bekannten ungarischen Grafen G. eingegangen war. Das Fräulein hatte gelegentlich behauptet, daß es die ungarische Sprache, von der es zur Stunde kaum einige Worte inne hatte, binnen drei Monaten so gründlich erlernen werde, um an einer ungarischen Bühne eine große Rolle in ungarischer Sprache spielen zu können. „Ich wette um was Sie wollen, daß Sie dies nicht fertig bringen,“ erwiderte der Graf und bot eine größere Summe Geldes als Wettpreis an. Aber die Künstlerin lehnte das ab, da sie nur um der Ehre willen die Wette eingehen wollte, welche sie auch glänzend gewann, indem sie noch vor Ablauf der bedungenen Frist die weibliche Hauptrolle in Csehgarays „Galeotto“ am Budapester Nationaltheater mit Erfolg spielte.

Ebensoviel Energie in der Durchführung eines Vorhabens bewies kürzlich eine junge Dame in Moskau. Dieselbe hatte mit dem Rentier B. gewettet, daß sie binnen zwei Monaten eine halbe Million gebrauchter Straßensahnscheine sammeln werde, und der Herr schien seines Sieges völlig gewiß zu sein, da solch eine Niesenarbeit seiner Ansicht nach von einem Weibe nicht bewältigt werden könnte. Aber schon nach 1¼ Monaten überreichte die Dame dem Erstaunten 500 Päckchen, jedes 1000 Stück Fahrscheine enthaltend, und in diesem Falle wurde die aufgewandte Mühe durch die Auszahlung einer namhaften stipulierten Geldsumme belohnt.

Römischer Natur ist folgender Fall. Eine sehr beliebte Wiener Schauspielerin hatte einem Herrn M. Herz und Hand versagt und war daher höchlich entrüstet, als er in zuversichtlichem Tone erklärte, sie werde ihn binnen kurzem liebevoll auf den Mund küssen. „Niemals!“ rief sie. „Ich kann mich nicht so weit vergessen und wette, daß Sie den Kuß nicht erhalten.“

„Also wetten wir,“ versetzte der Herr, und als Siegespreis wurde ein wertvolles Geschenk festgesetzt. Die Zeit ging hin, und die Künstlerin hatte die Wette fast schon vergessen, als sich am 6. Dezember, wie dies in Wien üblich ist, der heilige Nikolaus mit seinem unzertrennlichen Begleiter, dem Krampus (Teufel), bei ihr einstellte, ihr verschiedene gute Lehren erteilte, sie beschenkte und schließlich aufforderte, ihm einen Kuß zu geben. Die arglose Schauspielerin, auf den Scherz des vermeintlichen Knaben eingehend, that, wie ihr geheißsen, aber kaum war dies geschehen, so ließ St. Nikolaus die Maske fallen, und der abgewiesene Freier stand vor der Verblüfften.

Da wir gerade bei einer Kußwette sind, so sei auch an eine bekannte Wette der Fürstin Pauline Metternich aus dem Jahre 1862 erinnert. Die Fürstin, Gemahlin des österreichischen Botschafters in Paris und intime Freundin der Kaiserin Eugenie, hatte auf einem Spaziergang mit einem Kavaliere gewettet, daß sie auf offener Straße einen eben vorübergehenden schmutzigen Savoyardenknaben küssen werde. Als der Herr dies bezweifelte, nahm sie den Jungen in Gegenwart vieler Zeugen ohne alle Umschweife auf den Arm und küßte ihn herzlich auf den nicht gerade allzu appetitlichen Mund, ein Verfahren, das dem kleinen, über-rumpelten und nicht an Zärtlichkeiten gewöhnten Kerl ein Angstgeheul auspreßte, welches allerdings durch eine Handvoll Goldstücke sehr bald gestillt wurde.

Auch aus dem 18. Jahrhundert sind uns verschiedene historisch beglaubigte Damenwetten überliefert. Kaiser Franz Stephan und seine Gemahlin, Kaiserin Maria Theresia, waren ganz besondere Freunde von Maskeraden und

besuchten sehr gerne auch die Redouten, die damals, es war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in den Sälen der Wiener Hofburg abgehalten wurden. Gelegentlich der Besprechung solch eines Ballabends rühmte sich nun der Kaiser, alle maskiert erscheinenden Personen zu erkennen, Maria Theresia aber bot ihm eine hohe Wette an, daß er ihren Kavaliere auf der nächsten Redoute nicht erkennen werde. Und in der That erkannte er ihn nicht, obgleich es der Gelehrte und Direktor des kaiserlichen Münzkabinetts Valentin J. Duval war, ein Mann, mit dem Franz Stephan täglich verkehrte.

Bemerkenswert ist ferner jene Wette, welche die geistreiche Madame de Staël mit dem berühmten deutschen Humoristen Theodor Gottlieb v. Hippel (gestorben 1796 als Oberbürgermeister von Königsberg in Preußen) einging. Dieser hatte nämlich in einer Gesellschaft die Behauptung aufgestellt, daß Frauenbriefe ohne Postskriptum ein Ding der Unmöglichkeit seien. Die Staël bestritt dies lebhaft und wettete mit Hippel, daß er unrecht habe. „Nun wohl, Madame,“ erwiderte er, „liefern Sie mir den Beweis, und ich werde mich zu Ihrer Ansicht bekehren.“ Demnächst schrieb nun die Dame einen längeren Brief an den Dichter. Sie hatte den Umschlag schon geschlossen, als sie denselben in der Zerknirschung wieder öffnete und die Nachschrift: „Nun, habe ich meine Wette nicht gewonnen?“ hinzufügte. Hippel mußte verneinen, und Madame de Staël sah ein, daß sie sich und ihren Schwestern in dieser Hinsicht doch zu viel zugetraut hatte.

Um wieder auf die Neuzeit zu kommen, so hatten mehrere Damenwetten, die aus Anlaß der im November 1896 vorgenommenen Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika stattgefunden hatten, einen für die Damen wenig befriedigenden Ausgang, da sie sämtlich für den jüngeren und ihnen interessanteren Bryan eingestanden waren, während bekanntlich Mac Kinley gewählt worden ist. Infolgedessen mußte zum Beispiel Miß Allen Younger die Kosten ihrer Vermählung mit Thomas Stanton bestreiten, eine andere Dame sich ihr schönes langes Haar abschneiden lassen, eine dritte aber sollte sogar vierzehn Tage lang vollkommenes Stillschweigen bewahren, was ihr indessen nicht gelungen ist.

Eine ähnliche Wette, wie diese letzte, ist auch in Wien eines Tages von zwei Chemännern darüber abgeschlossen worden, welche von den beiderseitigen besseren Hälften länger schweigen könne. Die Damen waren darüber einverstanden und begannen in einer größeren Gesellschaft zu schweigen, während die übrigen Anwesenden eine lebhaftere Unterhaltung pflogen, welche natürlich darauf angelegt war, die Schweigenden zum Reden zu bringen. Das wollte indes trotz der grausamsten Versuchungen längere Zeit nicht gelingen. Erst dann, als die Rede auf die Chemänner kam und jemand den Gemahl einer der Schweigerinnen als den Besten der Besten hinstellte, konnte sich die betreffende Dame nicht länger halten, sie sprang auf und berichtigte in raschen Worten die Ansicht des Redners, eine Niederlage, welche dem Herrn Gemahl zwanzig Flaschen Champagner gekostet hat.

Das Gegenstück zu dieser Schweigewette bildete eine Redewette, welche vor einiger Zeit in Paris ausgetragen wurde. Zwei vornehme Damen gingen eine Wette darüber ein, welche von ihnen in einer bestimmten Zeit die meisten Worte sprechen könne. Beide lasen Manuskripte ab. Die eine brachte es in drei Stunden auf 20,500, die andere zungenfertiger aber auf 29,311 Worte.

Ebenfalls in Paris hat sich vor ein paar Jahren nachstehende recht originelle Wette er-

eignet. Verschiedene Damen hatten einigen Herren, welche die Behauptung bestritten, eine elegante Frau könne alles in Mode bringen, eine Wette darüber angeboten. Dieselbe wurde angenommen und den Damen aufgegeben, den kolossalen Haarschmuck aus Gemüßen, welchen ein Pariser Friseur als Phantasiearbeit in seinem Schaufenster ausgestellt hatte, modern zu machen. Die Damen dachten über das Mittel, ihre schwierige Wette zu gewinnen, eine Weile nach und bewogen sodann die schöne Marquise v. Lesdiguières, mit dem bewußten Haarschmuck einen Versuch zu machen. Und siehe da, die seltsame Coiffure aus Blumenkohl, Artischocken, Radieschen und etwas Batist gefiel so sehr, daß das elegante Paris eine Zeitlang mit Vorliebe Gemüse und Früchte als Haarschmuck benutzte.

In England drehen sich auch die Damenwetten meist um Sportangelegenheiten, während sie sich in Amerika, dem Eldorado des Wettens, auf alles Denkbare und Undenkbare erstrecken. Es kommen dort originelle Wetten nicht häufig vor, desto mehr aber excentrische. Einige harmlose haben wir bereits oben angeführt und berichten noch von einer solchen, die durch ihre Absonderlichkeit und Frivolität selbst bei den an starke Dosen nach dieser Richtung hin gewöhnten Yankee's starkes Aufsehen erregt hat. Eine sehr hübsche Dame hatte nämlich gewettet, die meistverheiratete Frau der Welt zu werden, und sie ist in der That bereits ein Duzend Mal unter der Bedingung in den Ehestand getreten, daß der Trauung sofort die Scheidung zu folgen habe. Selbstverständlich mußte sie die Männer, die sich zu dieser schändlichen Komödie hergaben, teuer bezahlen.

Doch eine derartige Wette gehört glücklicherweise selbst drüben noch zu den Ausnahmen, und wir wollen unsere Betrachtung mit einer lustigen Geschichte schließen, welche jüngst in Rußland passiert ist. Auf dem Marktplatz zu Woronesh beklagte sich eine elegant gekleidete Dame einer Brotverkäuferin gegenüber, daß die Brote immer kleiner würden. „Der Weizen ist doch jetzt nicht so rar und die Weißbrote so klein. Einmal hineingebissen, und ein Weißbrot für drei Kopfen ist dahin.“ Die Höckerfrauen sind aber in Woronesh ebenso grob wie anderswo und sehen es nicht gern, wenn geifelt und geklagt wird. Die Angegriffene wurde deshalb ausfällig und vertieg sich in ihrem Aerger schließlich zu dem Anerbieten, der Dame zwanzig Dreikopfenbrote zu schenken, falls diese eines davon selbst in fünf Bissen vertilgen sollte. Die Dame ging, wohl im Vertrauen auf ihr nicht allzu kleines Mündchen, auf den Vorschlag ein, ergriff eines der Brötchen, drückte es ein wenig zusammen und biß tapfer ein, zwei, dreimal hinein. Mit unglaublicher Schnelligkeit verschwand der Gegenstand der Wette, und beim dritten Bissen behielt die tapfere Siegerin nur noch ein ganz winziges Stückchen davon zurück. Unter dem schallenden Gelächter der in großer Menge herbeigeströmten Zuschauer mußte die Höckerfrau die zwanzig Brote fein säuberlich einpacken und der Gewinnerin einhändigen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine praktische Einrichtung. — Der bekannte amerikanische Ingenieur Thompson, welcher vor einigen Jahren starb, war der Ueberzeugung, daß keine Kraft verschwendet werden dürfe. Einst empfing er in seinem Landhause in Brooklyn den Besuch eines Freundes.

„Ihr Gartenthor geht aber recht schwer auf,“ sagte dieser. „Sie müssen es öfen und gründlich nachsehen lassen, lieber Thompson.“

„Ich werde mich hüten,“ antwortete ihm der Ingenieur. „Mit dem Gartenthor steht ein hydraulisches System in Verbindung,“ lieber Freund, „so daß jeder Besucher, sobald er das Thor öffnet, zwei Eimer Wasser in mein Gartenwasserfaß heben muß.“

Der Freund machte zuerst ein verblüfftes Gesicht, mußte dann aber lächeln und die Einrichtung als sehr praktisch anerkennen. [—dn—]

Die Königin von Paris. — Die Existenz einer Königin von Paris wird sicherlich von vielen angezweifelt und in das Reich der Erfindung verwiesen werden. Dennoch aber hat sie unter der Regierung Ludwigs XVI. existiert und „ganz Paris“ beherrscht. Und zwar das männliche durch ihre Schönheit, das weibliche aber durch den Ton, den sie angab, oder die Mode, die sie machte. Sie hieß Frau v. Coigny, und was sie that, wie sie sich kleidete, wie sie sich benahm, das war ein Gesetz, dem sich selbst Marie Antoinette fügen mußte, wollte sie nicht hinter dem

„Zeitgeiste“ zurückbleiben. Sie hat denn auch Frau v. Coigny aufrichtig beneidet, und als einmal irgend jemand ihre Macht, ihr Ansehen, ihre Würde pries, als er sie die erste Frau Frankreichs nannte, da zuckte sie die Achseln und sagte: „Was wollen Sie! Ich bin bloß Königin von Versailles, Frau v. Coigny aber ist Königin von Paris. Ihre Komplimente werden also dort besser an Plakate sein.“

Dieser Ausspruch wurde sehr rasch bekannt, und Madame Coigny seitdem nicht anders als die Königin von Paris genannt. Das Jahr 1789 machte natürlich auch ihrer Herrlichkeit ein Ende. [R. M.]

Der Compagnon. — Wie ein Engländer mit Hilfe eines Esels eine Wette gewonnen hat, darüber lesen wir in einem älteren Reisebrieve aus einem süddeutschen Badeort: „Auf einem Spaziergange begegnete mir ein Engländer zu Pferde, in der rechten Hand einen Teller tragend, worauf ein gefülltes Weinglas stand. Er hatte mit einem Landsmann

um hundert Napoleondor gewettet, eine Stunde lang zu reiten, ohne einen Tropfen Wein zu verschütten. Da er langsam ritt, so folgte ihm eine große Menschenmenge. Er verlor die Wette kurz vor Ablauf der Zeit noch durch die List seines Gegners. Dieser hatte nämlich veranstaltet, daß ein Esel mit einem dreieckigen Hut auf dem Kopfe und einer mächtigen Brille auf der Nase plötzlich über den Weg kam. Darüber mußte der Reiter so lachen, daß bei der heftigen Bewegung des Glases sich ein erheblicher Teil des Weines auf die Erde ergoß. Er zahlte seinem Gegner den Preis der verlorenen Wette mit den anzüglichen Worten: „Die Hälfte davon gebührt jedoch Ihrem Compagnon!“ [C. T.]

Ein verschwundener Eisenbahnzug. — Daß ein Eisenbahnzug verloren gehen kann, klingt etwas unwahrscheinlich, und doch kam dieser eigentümliche Fall vor. Im Jahre 1880 forschte die Kansas-Pacific-Eisenbahn nach einem vermißten Zuge und

Humoristisches.

Gemüthlich.

Wirt (in der Sommerfrische): Und wann soll Sie denn der Hausknecht morgen früh wecken?

Herr: Nicht nötig; ich stehe von selbst sehr früh auf.

Wirt: Ah, dann sind Sie wohl so gut und wecken dann auch den Hausknecht, der Mensch verschläft die Zeit jeden Morgen.



Zuvorkommend.

Dame (beim Heiratsvermittler): Blond ist der Herr? ... Das gefällt mir eigentlich nicht!

— Sehen Sie ihn sich mal erst an ... eventuell lasse ich ihn Ihnen auf meine eigenen Kosten schwarz färben!

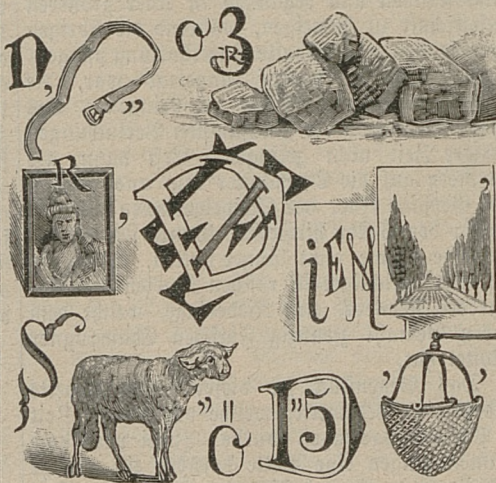


stellte, nachdem sie 2500 Dollars verausgabte, und alle Bemühungen resultatlos verlaufen waren, die Nachforschungen ein.

Etwa 400 Meilen westlich von Kansas City läuft das Geleise durch den Ort Monotony, der zu dieser Zeit von einem furchtbaren Orkan heimgesucht wurde. Durch eine Wasserhose wurden über 200 Meter des Schienengeleises weggeschwemmt. Die ganze Umgegend, eine riesige Prairie, stand 3 Meter unter Wasser, und man nimmt daher an, daß die Lokomotive und die Wagen (es war glücklicherweise nur ein Güterzug) weggeschwemmt und unter einem Erdrutsch begraben wurden. [W. S.]

Nur wenige Minuten Minister. — Während der französischen Revolution brauchte man unmittelbar nach der Vernichtung der Girondisten schleunigst einen neuen Minister des Auswärtigen, und Kobespierre bestimmte dazu den Bürger J. Alexandre, seines Zeichens ein Lastträger. Die Ernennung wurde zur Publikation dem „Moniteur“ überwiesen und war somit ordnungsmäßig vollzogen, als 5 Minuten später dem Konvent denn doch schwere Bedenken gegen diese launische Wahl seines Führers aufstiegen. Trotzdem Kobespierre noch zugegen war, wagte es die Mehrheit der Deputierten, die Bestallung Alexandres wieder aufzuheben, und Frankreich hatte einen Minister — 5 Minuten lang gehabt. [C. K.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 17:
Nicht wer viel hat, ist reich, sondern wer wenig bedarf.

Ausschnitt-Rätsel.

- 1) Rheingau, 2) Friedland, 3) Uebermacht, 4) Bodensee, 5) Zedine, 6) Pinjel, 7) Mineral, 8) Rumburg, 9) Seidenleid, 10) Arendal, 11) Beranda, 12) Ehrgeiz, 13) Posthalter, 14) Leichnam, 15) Odessa, 16) Biered, 17) Nachtule, 18) Rheinwein, 19) Angeicht, 20) Gassein, 21) Rechtsbewußtsein, 22) Rede-wut, 23) Fußtour.

Aus jedem der obigen Wörter sollen drei unmittelbar aufeinanderfolgende Buchstaben herausgenommen werden, so daß sich ein bekanntes Dichterverbort ergibt; zum Beispiel: 1) Reichen, 2) Fremdtage, 3) Entwertung, 4) Pfeiler = eile mit Weile. Zu bemerken ist, daß h und d als zwei Buchstaben gezählt werden. Auflösung folgt in Nr. 19.

Somonym.

Was haben im Keller
Die Flaschen all?
Was berührt am Hufe
Bei Tafel und Ball?
Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Logogriffs in Nr. 17:
Kehle, Kohle, Kühle.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.